Architektur ist Leben

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bauen, Wohnen, Leben**

Band (Jahr): **- (1959)**

Heft 37

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-651216

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

A 4487
17. Okt. 1961

HERBST 1959

BAUEN LEBEN WOHNEN

ETH-BIBLIOTHEK ZÜRICH

REDAKTION: HANS OTT, ZÜRICH VERLAG: CICERO-VERLAG, ZÜRICH DRUCK: GENOSSENSCHAFTSDRUCKEREI ZÜRICH NR. 37

Architektur ist Leben

AD. «Architektur ist Leben oder wenigstens Form annehmendes Leben; sie ist deshalb die echteste Dokumentation des Lebens, so wie es gelebt wird.» Diese Worte, niedergeschrieben von dem erst vor kurzem verstorbenen amerikanischen Architekten Frank Lloyd Wright, könnten das Motto der Architekturausstellung sein, die augenblicklich im Metropolitan Museum of Art in Neuyork zu sehen ist und anschließend auch in verschiedenen amerikanischen Städten gezeigt werden wird. (Auch in Europa wäre sie willkommen. Red. «BWL».)

Diese Sammlung von Photographien, Diagrammen, Farodias, Modellen und Mustern von Baumaterialien 66 besonders bedeutender Bauten stellt klar heraus, daß Architektur vor allem eine Kunst ist, die eine sich wandelnde Gesellschaft widerspiegelt.

Die Suche nach sinnvollen Formen – Formen, die in der modernen Gesellschaft eine Funktion ausfüllen – hat nie soviel Verständnis und Mut von den Architekten gefordert wie in unserem Jahrhundert. Die tiefgreifenden Wandlungen, die wissenschaftlicher Fortschritt, Kriege und soziale Umschichtungen hervorgerufen haben, erlegten den Männern, die der Realität unserer Zeit mit Logik und Schönheit Ausdruck zu verleihen versuchen, viele neue Aufgaben auf. In der Suche nach einer neuen Architektur hat sich eine kleine und ausgewählte Gruppe als tonangebend herausgeschält. Die Ausstellung im Metropolitan Museum hebt unter dem Titel «Formgeber um die Jahrhundertmitte» 13 dieser Schrittmacher heraus. Ihr Organisator ist das Magazin «Time» für «The American Federation of Arts».

Es kommt nicht unerwartet, daß die ausgewählte Gruppe vorwiegend aus Amerikanern besteht. Man darf darin keinen Chauvinismus sehen. Es ist vielmehr ein Zeugnis für die Möglichkeiten, die der phänomenale wirtschaftliche Aufstieg der USA der Architektur geboten hat. Zudem ist fast die Hälfte der zu Wort kommenden Architekten im Ausland geboren und erst später, auf der Suche nach künstlerischer Freiheit oder größeren Möglichkeiten, nach Amerika gekommen. Alle zusammen haben sie im vergangenen Jahrzehnt der amerikanischen Architektur zu der Stellung verholfen, die sie heute zweifellos einnimmt: die einer internationalen Macht.

Fünf der 13 Architekten werden als «die großen Schöpfer» bezeichnet: Frank Lloyd *Wright*, die gebürtigen Deutschen Walter *Gropius* und Ludwig *Mies van der Rohe*, der in der Schweiz geborene französische Pionier *Le Corbusier* und der finnische Meister *Alvar Aalto*.

Von der zweiten Generation wurden acht schöpferische Kräfte ausgewählt: der geborene Ungar Marcel *Breuer*, Wallace K. *Harrison*, Philip C. *Johnson*, der aus Oesterreich stammende Richard J. *Neutra*, der in Finnland geborene und in den USA ausgebildete Eero *Saarinen*, Edward D. *Stone*, der Ingenieur R. Buckminster *Fuller* und das Architektenbüro *Skidmore, Owings* und *Merrill*.

Den Ehrenplatz in der Ausstellung nimmt natürlich Frank Lloyd Wright ein, auf dessen Schaffen sich die amerikanische Architektur von heute gründet. In der langen Zeit seines Wirkens hat er über 2000 Bauten entworfen und über 1000 tatsächlich ausgeführt. Welches Projekt es auch sein mag – das phantasievolle Landhaus, das auf einem Felsen über einen Wasserfall hinausragt, sein Wüstenheim «Taliesin West», das er selbst als «raumliebende Architektur» beschrieb, oder sein letztes Werk, das umstrittene Guggenheim-Museum in Neuyork – die Begabung des Meisters, den Raum als Ausdruck der menschlichen Freiheit zu behandeln, dringt überall durch.

Es folgen Ludwig Mies van der Rohe und Walter Gropius, beide eng dem *Bauhaus* verbunden, jener deutschen Schule für Baukunst, die in den ersten Dekaden des Jahrhunderts viele der Formen entwarf, die heute als «modern» angesprochen werden. Beide arbeiten seit über 20 Jahren in den USA, Mies van der Rohe am Illinois Institute of Technology, Cropius, der Begründer des Bauhauses, an der Harvard-Universität. Cropius' repräsentatives Werk – von der neuen Universitätsstadt der Harvard bis zur *neuen* amerikanischen Botschaft in Athen – spiegelt seine Auffassung von der Einheit von Kunst und Technik wider. Mies van der Rohes strenges ästhetisches Prinzip «weniger ist mehr» kommt nirgends stärker zum Ausdruck als in seinem ersten ausgeführten Wolkenkratzer, dem Seagram-Haus in Neuyork, an dem Philip C. Johnson mitgearbeitet hat. Von oben bis unten mit Bronze und graugetöntem Glas verkleidet, ist das 38 Stockwerke hohe Gebäude eine Studie in Klarheit, Würde und Eleganz.

Le Corbusier und Alvar Aalto sind in der Ausstellung insbesondere wegen ihres starken Einflusses auf die Hauptströme der modernen Architektur vertreten. Corbusiers Kapelle in Ronchamp (Frankreich) illustriert in vollkommener Weise seine Definition der Architektur als das meisterliche, richtige und wunderbare Spiel der Massen im Licht. Aalto ist bekannt für seine Verwendung freier Formen und sein Materialgefühl. Beides wird in der gewölbten Backsteinfassade deutlich sichtbar, die sein bekanntestes Bauwerk in den USA, das Baker House des Massachusetts Institute of Technology, aufweist.

Die Ausstellung zeigt auch weitgehend auf, daß die zweite Generation der modernen Architekten die Suche nach neuen Lösungen für Formprobleme vorantreibt. Hervorragende Beispiele dafür sind Wallace K. Harrisons Kirche aus Betonplatten und farbigem Glas, deren Form an das alte christliche Symbol des Fisches erinnert; Edward D. Stones US-Botschaft in New Delhi, die modern und dennoch stark von den spitzenartigen Steingittern mohammedanischer Bauweise beeinflußt ist; das bahnbrechende «Lever House» aus Glas und Aluminium des Architektenbüros Skidmore, Owings und Merrill; Philip C. Johnsons glockenförmiger New Harmony Shrine in Indiana, der an einen alten Hindutempel erinnert; Neutras geräumige Wohnhäuser, die sein Bemühen, das Wohnen psychologischen Erfordernissen anzupassen, erkennen lassen; Breuers Warenhaus Bijenkorf in Rotterdam, das mit seiner bienenkorbähnlichen Struktur wie ein Gegengift gegen die derzeitige Ueberbetonung des Glases wirkt; Saarinens weite Skala räumlicher Konzeptionen, wie sie erst kürzlich in den Flügeln eines Gebäudes auf dem Neuyorker Flughafen Idlewild exemplifiziert wurden; und Fullers Kuppel, die auf der amerikanischen Ausstellung in Moskau Verwendung fand, eine phantasievolle Lösung des Problems der Ueberdachung eines säulenfreien Raumes.

In seiner klassischen Einfachheit und Eleganz stellt das Seagram-Haus aus Bronze und Glas in Neuyork einen Höhepunkt in der Entwicklung des «Wolkenkratzers» dar. Architektur: Mies van der Rohe und Philip C. Johnson. Bild AD

Wenn eine bestimme Tendenz aus der Ausstellung zu ersehen ist, so die zunehmende Verwendung von Spannbeton und das Wiederauftreten von Ornamentik sowie die Neuschöpfung vergangener Architektur mit modernen Ausdrucksmitteln. Inwieweit das Potential bereits bekannter Materialien durch neue technische und architektonische Prinzipien vergrößert werden kann, wird erst die Zukunft erweisen.

G 59

Das Schlußbukett der G 59

*** Die letzten Wochen der G 59 stehen bevor. Diejenigen, die der Idee und Gestaltung der G 59 durch alle Unbill und Unkrautböden hindurch ergeben waren und treu blieben, dürfen zufrieden sein. Die ideellen Auswirkungen werden auf viele Jahre hinaus ausstrahlen. Im August und September besuchten über eine halbe Million Personen die doppeluferige Gartenschau. Den Hauptträgern der G 59, den Präsidenten Hans *Remund* , Fritz *Schröter*, Garteninspektor Pierre *Zbinden*, Geschäftsführer Wilhelm *Schlattmann*, den Ausstellungsarchitekten Werner *Stücheli* und Paul R. *Kollbrunner*, und natürlich auch allen anderen Leitern der verschiedenen Sektoren, darf die Anerkennung für ihre Leistung hundertprozentig gezollt werden. Ihnen allen gehört das große Schlußbukett, das in vielen Farben und Blüten leuchtet.

Petrus war im großen und ganzen, besonders im letzten Drittel der Ausstellungszeit, der G 59 sehr hold gesinnt. Der August und der September dürfen, was das Klima anbetrifft, mit der Goldmedaille prämiiert werden.

Die Lage und der Umfang der Ausstellung waren derart günstig, daß auch bei «Massenbesuch» nirgends größere Menschenansammlungen entstanden, auch nicht bei den Rosenanlagen. Die Besucher bewegten sich allein oder in Gruppen ziemlich frei; es entstand kein Gedränge, höchstens vorübergehend in einigen abgeschlossenen Räumen bei starkem Besuch an den schönsten Sonntagen. Es herrschte eine ausgesprochen ruhige Atmosphäre.

Die Besucher empfanden die Ausstellung als etwas Selbstverständliches; Kritik hörte man eigentlich nur von denjenigen, die nie einen Fuß in die Ausstellung setzten, von denjenigen, die über die Eintrittspreise zeterten ohne überhaupt die Leistungen und Darbietungen zu prüfen. Im Gegensatz zu den positiv Eingestellten standen fast nur die komplett Desinteressierten, nämlich jene, die leider von der Pracht der Pflanzen und der Welt der Blumen, den Gärten und Anlagen nicht seelisch erfaßt werden. Bedauerlich war, daß lange nicht alle Besucher sich die Mühe genommen haben, die ganze Ausstellung *gründlich* zu besichtigen. Es war aber zeitbedingt auch begreiflich, daß die zauberhafte Zürichseelandschaft und eine gewisse Abgeschiedenheit zu einem regelrechten *Dolce far niente* auf den zahlreichen «Flechtstühlen» in den Anlagen, und vor allem am Ufer des Sees, verlockten.

Was die Besucher anbetrifft, so haben diejenigen aus dem nahen und fernen *Ausland* der G 59 das größte Lob erteilt und viel für den Besuch unter ihresgleichen geworben. Es ist schwer festzustellen, in welchem Zahlenausmaß die *Bevölkerung der Stadt Zürich* im Verhältnis zu den Besuchern aus der Eidgenossenschaft und dem Ausland, der G 59 ihre Besuchsreferenz erwiesen haben. Möglich ist es, und auch zu hoffen, daß nun, da das Schlußbukett leuchtet, aus der Stadt Zürich auch noch die «letzten Mohikaner» den Weg an die G 59 finden.

Es lohnt sich nämlich auch jetzt noch, in den letzten Tagen, durch die Gärten und Hallen zu streifen.

Was die *Generationen* anbetrifft, so darf man feststellen, daß die ältere Generation die größte Freude bekundete, die Aelteren waren die dankbarsten; sie, die Gereiften haben auch den *Details* die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Daß die mittlere Generation, diejenigen, die am meisten im Arbeitsbetrieb der Hochkonjunktur steckt, der G 59 weniger Zeit widmete, ist in ihrem eigenen Interesse zu bedauern, denn sie hätten diese ideale Art Ausspannung und Erholung in der frischen Luft am meisten nötig gehabt. Sicher ist auch, daß die *Frauen und Mädchen* für das Dargebotene sehr viel tiefen Sinn und viel Dank aufbrachten; sie haben zur Blumenwelt und dem Pflanzenreich eben noch eine ziemlich natürliche Einstellung. Die Kinderwelt wurde nicht besonders erfaßt; das ist ja überhaupt ein Kapitel für sich; es ist schwerer als früher, die Kinder zu betreuen und zu erfassen.

Der hohe Segen der Behörden wurde vor allem durch den zeitgenössisch aufgeschlossenen *Gemeinderat und Stadtrat von Zürich*, die vom Rathaus aus mit der nautisch seetüchtigen und prachtvollen *Limmatflotte der G 59* an die Gestade der Ausstellung befördert wurden, erteilt. Stadtrat und Gemeinderat würdigten und respektierten die Begrüssung durch Präsident Hans *Remund* und bleiben sicherlich der G 59 über den Tag der Schließung hinaus wohlgewogen.

Nun brechen die letzten Tage der G 59 an. Denn die Ausstellung kann leider aus klimatischen, technischen, organisatorischen und finanziellen Gründen nicht verlängert werden. So ist es nun also höchste Zeit, die Hülle und Fülle der Schlußzeit noch in vollen Zügen zu genießen!

Der Garten des Philosophen

Von der «Fischstube», die bei der Verpflegung an der Gartenbauausstellung einen wichtigen Platz einnimmt, ist kaum mehr als ein Schritt zu etwas vom leiblichen Wohl weit Entferntem. Der Garten des Philosophen befindet sich direkt am Ufer an einem sehr schönen Aussichtspunkt. Es handelt sich um einen auf drei Seiten von Mauern abgeschirmten Platz, der den meditierenden Philosophen vor Lärm und Verkehr schützen soll. Der Ausblick auf den See ist aber frei, weil der moderne Philosoph sich nicht ganz in seiner Klause von der Welt distanzieren soll. Die ganze Atmosphäre erinnert an den Hof eines mittelalterlichen Klosters, in dem die Mönche sorgsam Blumen und Kräuter pflegten. Erfrischend wirken wellenartig angepflanzte Blumen. Der Blick gleitet dann über die Wasserfläche des sich weitenden Sees und verliert sich in weiter Ferne.

Nun geht es hier nicht immer philosophisch zu. Die Sitzplätze, die zum Verweilen einladen, werden auch von durchaus irdisch Gesinnten benutzt – eben zur Verpflegung in aller Gemütlichkeit. Und der Weg, der bis auf die Steinblöcke am Ufer führt, bietet einem Liebespaar dasjenige, das ihm der nicht betretbare Jardin d'amour versagen muß.

Der Garten des Poeten

Wenn wir die Gartenbauausstellung am rechten Seeufer betreten, so wird unser Augenmerk sofort auf die pyramidenartigen Hügel gelenkt, die zum Garten des Poeten gehören. Wir sind zunächst ein wenig überrascht, weil wir uns vielleicht die Umgebung, in der das poetische Schaffen Gedeihen soll, ganz anders vorstellen. Da aber in der modernen Kunst die Geometrie eine große Rolle spielt (ein bedeutendes Bühnenstück unseres Max Frisch heißt «Don Juan oder die Liebe zur Geometrie»), entspricht diese Gestaltung des Raumes mit graphischen Gebilden durchaus dem Zeitgeist.

Bäume, Büsche, Blumen fehlen. Vier Pyramiden mit ungleicher Basis und ein runder Kegel mit einer schiefflächigen Stufe – gruppiert um ein rechteckiges Bassin – wurden aus Erde geformt und mit Rasen überzogen. Die uralten geometrischen Grundformen: Kreis, Dreieck und Rechteck werden in stets sich wandelndem Zusamenspiel aufeinander abgestimmt; durch Ueberschneidungen werden unerwartete Durchblicke frei. Das ist eben des Pudels Kern: Der Poet soll sich in dieser Umgebung frei fühlen und durch das Spiel der Formen angeregt werden. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß der moderne Dichter Stoff für sein Werk finden wird, wenn er hier die hellen, leicht und niedrig gebauten Pavillons der Sonderschauen oder den eleganten Dylon der Gondelbahn betrachtet; ebensoviel wird ihm die «Helvetia», das am Ufer vertäute alte Dampfschiff und die herrliche Baumgruppe am See bieten. Und wenn er zwischen die «Graskörper» vom weiteren Umkreis tritt, erlebt er wieder einen anderen Raum: er ist gleichsam im Innern und schaut hinaus.

Jardin d'amour

Mit der Unbetretbarkeit des «Jardin d'amour» allein ist es nicht getan. Manchmal sprudelt das Wasser aus dem Schlauch herum, so daß jeder Annäherungsversuch mit durchnäßten Kleidern bezahlt würde. Ein anderes Mal sind Arbeiten um diesen Garten herum, die das Betrachten aus unmittelbarer Nähe erschweren.

Der «Jardin d'amour» befindet sich unter alten Bäumen verborgen. Damit soll der Brauch der mittelalterlichen Minnesänger, die in getreuer Anlehnung an den «locus amoenus» des Horaz – eine Quelle zu Füßen der Liebenden sprudeln ließen, angedeutet werden. Solche Liebestempelchen, die sich hinter Büschen auf Inselchen im Seerosenteich verstecken und zu denen man nur durch verborgene Türchen und schmale Stege gelangt, gibt es vor allem in der Nähe vieler Schlösser in Frankreich. Oft ist der Brunnen der Ort heimlicher Begegnungen. Nach einer alten Sage sind zwei treu sich Liebende beim Brunnen zu Stein geworden, wobei das Pochen ihrer Herzen dem Rauschen des Wassers glich.

Der Liebesgarten der «Baugartenausstellung» ist nicht so idyllisch, auch wenn eine schmale Maueröffnung zum Inselchen im Wasser führt. Das Inselchen ist eine Betonplatte und das Tempelchen eine Glaskugel. (Wiederum Vorherrschaft der Geometrie!) Das romantisch Schattige ist aufgehellt und das Licht spielt glitzernd auf dem Glas. Also eine kristallklare Liebe, die besonders in unserem Zeitalter der Verschwommenheit und Nivellierung richtunggebend sein sollte ...

Immer wieder werden Gärten sein

von Werner P. Barfuß
(Aus dem im Verlag A. Franke AG, Bern, erschienenen Gedichtband)

Mag auch die Erde unter Schutt und Trümmern
verkommen heute und verkümmern –
immer wieder werden Gärten sein, die blühen.

Immer wieder werden Menschen sein, die glühen
und aus ihres Herzens Not sich selbst als Samen
in das Leben säen, daß der ewige Namen
aufgehn mag als Maß und Urteil für die Frühen.

Immer wieder werden Gärten sein, die blühen!

Städteplanung — in der Tschechoslowakei

Der westliche Planer und Architekt hat im wesentlichen vom Städtebau, wie er jenseits des «Eisernen Vorhangs» getrieben wird, wenig Anregung zu erwarten. Die monstruöse Architektur der sowjetischen Kulturpaläste oder das uniforme Gesicht der Berliner Stalinallee bringen eben ein Welt- und Menschenbild zum Ausdruck, das von dem unsrigen so grundsätzlich verschieden ist, daß gemeinsame Berührungspunkte – jedenfalls auf städtebaulichem und architektonischem Gebiete – auch beim besten Willen zur Koexistenz nicht erwartet werden können.

Einen eigenen Weg versuchte demgegenüber die Tschechoslowakei in den vergangenen Jahren zu beschreiten. Wir stehen hier vor dem interessanten Beispiel eines Staates, in dem eine Planungsinstanz mit volksdemokratischer Machtfülle städtebauliche und planerische Ziele zu verfolgen scheint, die den unsrigen sehr nahestehen.

Die Ausgangssituation ist in der Tschechoslowakei – wie ja in den meisten westlichen Staaten auch – durch einen ungemein großen Wohnungsbedarf gekennzeichnet. Wie festgestellt wurde, bestehen heute noch in dem kaum vom Krieg versehrten Prag 70 Prozent der Wohnungen aus einem bis zwei Räumen. Die tschechoslowakischen Planer rechnen in den nächsten Jahren mit einem Bedarf von *1,2 Millionen Wohnungen*. In den verflossenen zehn Jahren sind in rund 120 neuen Städten oder Großsiedlungen, die sich oft um ein ehemaliges Dorf gruppieren, rund 414 000 neue Wohnungen gebaut worden.

Wie lebt eine solche neue Stadt nach volksdemokratischem Muster? Wie die tschechoslowakischen Planer selbst eingestehen, ist die Architektur und Planung nicht immer so, wie man sie sich wünschen würde. So zeigt etwa das neue «Havròv», die *«Bergarbeiterstadt»*, die rund zehn Kilometer östlich Ostrava mitten im Wald entstanden ist, die nüchternen Aspekte jener Quartiere, wie sie bei uns noch in den zwanziger Jahren gebaut wurden: uniforme Randbebauungen mit geometrisch abgezirkelten Innenhöfen, endlose Fluchten von Wohnbauten, die offenbar ohne besondere Rücksichtnahme auf Besonnung und topographische Faktoren nach einem rasch entworfenen Generalplan aus dem Boden gestampft worden sind. Insgesamt werden hier nach der Vollendung der Stadt in 15 000 Wohnungen rund 60 000 Menschen leben.

Einen gewaltigen Schritt nach vorn bedeutet demgegenüber das im Bau begriffene Novà Role oder Neu Rohlau bei Karlsbad. Im Grundriß erkennen wir einen lockeren Wechsel zwischen Reihen- und Hochhäusern, sowie Ein- und Zweifamilienbauten. Die ganze Siedlung zeigt eine ausgesprochene Hanglage, wobei die Hochhäuser als Akzente auf die Hügelkette gestellt sind. Das Industriegebiet ist getrennt, – die ganze Stadt mit ihren rund 1034 Wohneinheiten soll durch ein Fernheizwerk mit Wärme versorgt werden. Ladengeschäfte, Schulen, kulturelle und soziale Institutionen konzentrieren sich um ein deutlich abgehobenes Zentrum.

Ebenfalls differenzierte Bauweise zeigt etwa auch die neue Straße «der Februarrevolution» in Bratislava. Drei elegante Hochhaustürme, offenbar in Ständerbauweise aus Beton konstruiert, erheben sich über einem langgestreckten, eingeschossigen Ladentrakt. Durch eine Hochhausscheibe wird die Anlage städtebaulich zusammengefaßt und abgeschlossen. Alles wird aus vorgeformten Elementen in sogenannter Großplattenbauweise erstellt. Für die Montage eines fünfgeschossigen Hauses rechnet man zwei bis drei Monate.

Eines der interessantesten Beispiele tschechoslowakischen Städtebaues dürfte *Poruba bei Ostrava* sein. Diese Großsiedlung ist in den letzten fünf Jahren als Bergmanns- und Hüttenarbeiterstadt entstanden und beherbergt heute bereits 30 000 Einwohner. Bis 1965 werden in dieser Stadt, zu der 1951 die ersten Pläne entworfen wurden, bereits 175 000 Einwohner gezählt werden. Auch hier ging man von der traditionellen Maurerarbeit zunächst zur Block- und dann zur Plattenbauweise über. Die Hälfte der Wohneinheiten sind Zweizimmer-, ein Viertel Dreizimmerwohnungen. Der Rest ist in Vierzimmer- und Junggesellenwohnungen aufgeteilt.

Diese Städte sind fast ausnahmslos um neue Industrieunternehmen entstanden. Die Tschechoslowakei ist wohl das Beispiel, in dem – so weit uns bekannt ist – die Dezentralisierung der Industrie als Primärimpuls zur Gründung neuer Städte am konsequentesten zu beobachten ist.

Angesichts des gigantischen Wohnbauvolumens fragt man sich unwillkürlich nach der Qualität der erstellten Einheiten. Natürlich wird man das Produkt nicht mit schweizerischen Maßstäben messen können, da unser Wohnungsbau auch im Vergleich mit westeuropäischen und amerikanischen Beispielen einen recht hohen Standard erreicht. Immerhin ist beispielsweise nach den tschechoslowakischen Normen von 1953 für eine Einzimmerwohnung eine Minimalfläche von 18 Quadratmetern Wohn- und 6 Quadratmetern Küchenfläche vorgeschrieben. *Bei Vierzimmerwohnungen* ist für das Wohnzimmer eine Minimalfläche von 20, für das Elternschlafzimmer eine solche von 12 und die weiteren Zimmer eine Minimalfläche von 10 Quadratmetern festgesetzt, was eher etwas großzügiger ist, als die vom schweizerischen, sozialen Wohnungsbau vorausgesetzten Normen. Normiert wurde auch das zahlenmäßige Verhältnis der verschiedenen Kategorien. Der Anteil der Zweizimmerwohnungen beträgt 62 Prozent, die der Dreizimmerwohnungen 23 Prozent. Man darf deshalb annehmen, daß die Räume wohl etwas größer, aber auch bedeutend stärker belegt sind. Ein neuer Normvorschlag sieht denn auch eher kleinere, aber dafür zahlreichere Räume vor, das heißt eine Erhöhung des Prozentsatzes an Dreizimmerwohnungen, was den heranwachsenden Kindern ein getrenntes Schlafen ermöglichen soll.

Siebzig Prozent der 1957 erbauten Wohnungen hatten Zentralheizung, 72 Prozent Warmwasser und nur 66 Prozent waren mit beidem ausgerüstet, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß im Durchschnitt für die Miete nur 2,1 Prozent des Einkommens aufgewendet werden muß. Wie gesagt, ist ein Vergleich bei den grundverschiedenen Voraussetzungen schwer zu ziehen.

Was aber auch für uns von Interesse sein dürfte, ist die neue Karte der Tschechoslowakei. Nirgends finden wir hier unabsehbare Akkumulationen des Bevölkerungs- und Wirtschaftspotentials an einzelnen Punkten, wie etwa in den Vereinigten Staaten, oder in bescheidenerem Rahmen auch in der Schweiz. Ziemlich gleichmäßig zieht sich in der Tschechoslowakei das Netz der *120 neuen Städte* über das ganze Land, ein Faktum, das nicht nur im Kriegsfall seine großen Vorzüge böte, das vielmehr auch täglich seine volkswirtschaftlichen Vorteile beweist, wenn wir allein an den Wegfall der Verkehrs- und Erschließungsprobleme denken, die ja allein in der Stadt Zürich etliche hundert Millionen Franken zu ihrer grundlegenden Sanierung bedürfen.

vlp